

PAULA QUINN

BEGEHRT VON EINEM HIGHLANDER

ROMAN



Inhalt

Cover

Weitere Titel der Autorin

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24
Kapitel 25
Kapitel 26
Kapitel 27
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Kapitel 33
Kapitel 34
Kapitel 35
Kapitel 36
Kapitel 37
Fußnoten

Weitere Titel der Autorin

Children of the Mist-Trilogie - Die MacGregors

Band 2: Verführt von einem Highlander

Band 3: Bezwungen von einem Highlander

Über dieses Buch

Eine Liebe, aus Feuer geboren

Schottland 1685: Als durch den Rauch und die Flammen des brennenden Klosters ein berittener Krieger auf sie zugaloppiert, ist Lady Davina Montgomery sicher, dass dies ihr letzter Augenblick auf Erden ist. Doch statt eines englischen Angreifers taucht der Highlander Robert MacGregor vor ihr auf und trägt sie auf seinen starken Armen in Sicherheit. Mit dem Kloster auch ihrer Zuflucht beraubt, ist Robert plötzlich ihr einziger Verbündeter. Und seine verführerischen Blicke lassen sie beinahe vergessen, dass ihr ein unbekannter Feind nach dem Leben trachtet ...

Ein mitreißender Liebesroman vor der wildromantischen Kulisse der schottischen Highlands.

Über die Autorin

Paula Quinn lebt mit ihrem Mann, drei Kindern und einem kleinen Zoo in New York. Sie liest gern Liebesromane und Science-Fiction und schreibt, seit sie elf Jahre alt ist. In Ihren historischen Liebesromanen aus den Highlands verbindet sie ihre Leidenschaften: Geschichte und Schottland.

Paula Quinn

BEGEHRT VON EINEM HIGHLANDER

Aus dem Amerikanischen von
Susanne Kregeloh



beHEARTBEAT

Digitale Neuauflage

»be« - Das eBook-Imprint von Bastei Entertainment

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2010 by Paula Quinn

Titel der amerikanischen Originalausgabe: »Ravished by a Highlander«

Published by arrangement with Grand Central Publishing,

New York, NY, USA

All rights reserved

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover

Für diese Ausgabe:

Copyright © 2012/2018 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Dorothee Cabras

Covergestaltung: Guter Punkt, München | www.guter-punkt.de unter

Verwendung von Motiven © hotdamnstock; © shutterstock: Nella | Viachaslau

Kraskouski

eBook-Erstellung: Jilzov Digital Publishing, Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-6547-4

www.be-ebooks.de

www.lesejury.de

*Für meine Mom –
deine Kraft kennt keine Grenzen ...*

Kapitel 1

*An der Südgrenze Schottlands
Frühjahr 1685*

Eingehüllt vom Schweigen einer Welt, die sie nicht kannte, stand Davina Montgomery allein auf dem Glockenturm des Klosters St. Christopher. Es war seit Stunden dunkel, und dank der Männer, die hierhergeschickt worden waren, um sie zu beschützen, schliefen die Nonnen unten in der Abtei friedlich in ihren Betten. Aber für Davina gab es nur wenig Frieden. Der weite indigofarbene Himmel, zu dem sie hochschaute, war von Sternen übersät, die so nah zu sein schienen, dass man glaubte, sie mit Händen greifen zu können. Was sollte sie sich wünschen? Ihr trauriger Blick glitt nach Süden, dorthin, wo England lag, und dann voller Sehnsucht, die ebenso stark wie ihre Trauer war, zu den vom Mondlicht beschienenen Berggipfeln im Norden. Welches Leben würde sie wählen, hätte sie eine Wahl? Eine Welt, in der sie vergessen worden war, oder eine, in der niemand sie kannte? Davina lächelte betrübt, während der Wind ihr das Novizinnengewand gegen den Körper presste. Aber was brachte es zu grübeln, wenn über ihre Zukunft bereits entschieden worden war? Sie wusste, was kam. Es würde keine Abweichungen geben. Das hieß, wenn sie das nächste Jahr überlebte. Davina wandte den Blick von dem Land ab, in das sie niemals gehen würde, und von dem Menschen, der sie niemals würde sein können.

Sie hörte leise Schritte hinter sich, wandte sich aber nicht um, denn sie wusste, wer es war.

»Armer Edward«, sagte sie. »Ich kann mir vorstellen, dass Euch fast das Herz stehen geblieben ist, als Ihr mich nicht in meiner Kammer vorgefunden habt.«

Als er schwieg, bedauerte sie, ihn wegen der Ernsthaftigkeit, mit der er seine Pflicht erfüllte, geneckt zu haben. Captain Edward Asher war hierhergeschickt worden, um sie zu beschützen. Das war vor vier Jahren gewesen, nachdem Captain Geoffries krank geworden und von seinem Kommando entbunden worden war. Seitdem war Edward zu mehr als nur ihrem Beschützer geworden. Er war ihr bester Freund, jemand, dem sie vertrauen konnte, hier, innerhalb der dicken Mauern, die ihr Schutz vor den Absichten ihrer Feinde gaben. Edward kannte Davinas Ängste und akzeptierte ihre Fehler.

»Ich wusste, wo ich Euch finde«, sagte er schließlich, und seine Stimme war kaum lauter als ein Wispern.

Er wusste es immer. Nicht, dass es viele Orte gab, an denen er suchen müsste. Davina war es nicht erlaubt, die Abtei zu verlassen, deshalb stieg sie oft auf den Glockenturm hinauf, um zumindest ihre Gedanken frei schweifen zu lassen.

»Mylady ...«

Bei seiner leisen Anrede wandte sie sich um und verbarg ihre Träume und Sehnsüchte hinter einem sanften Lächeln. Sie behielt sie für sich und teilte sie mit niemandem, nicht einmal mit ihm.

»Bitte, ich ...«, begann er, erwiderte ihren Blick und verhaspelte sich, als verwirrte ihn das Gesicht, in das er jeden Tag schaute, noch immer so sehr wie beim ersten Mal, als er es gesehen hatte. Er liebte sie, auch wenn er das niemals offen ausgesprochen hatte, aber er verbarg auch nicht, was er empfand. Alles stand in seinen Augen geschrieben, seine Gefühle, seine Ergebenheit ... und eine tiefe Resignation, von der Davina vermutete, dass sie mehr mit ihr zu tun hatte, als er jemals wagen würde zuzugeben. Ihr Weg würde ein anderer sein, das war festgelegt

worden, und Davina könnte Edward niemals gehören.
»Lady Montgomery, kommt weg vom Turm, ich bitte Euch!
Es ist nicht gut, hier draußen allein zu sein.«

Er sorgte sich um sie, und sie wünschte, es wäre nicht so. »Ich bin nicht allein, Edward«, versicherte sie ihm.
Sollte ihr Leben so bleiben, wie es war, würde sie einen Weg finden, glücklich zu sein. Das war ihre Art. »Mir ist viel gegeben worden.«

»Das ist wahr«, stimmte er zu und ging näher zu ihr.
Dann blieb er stehen. »Euch ist gelehrt worden, Gott den Herrn zu fürchten und Euren König zu lieben. Die Schwestern verehren Euch ebenso wie meine Männer. Wir sind Eure Familie. Aber das ist nicht genug.« Er wusste, sie würde dem niemals beipflichten, deshalb sprach er es für sie aus.

Doch all das musste genug für sie sein. Denn auf diese Weise war es sicherer – weggeschlossen zu sein von jenen, die ihr nach dem Leben trachten würden, sollten sie Davina jemals aufspüren.

Davina wusste, dass Edward alles wagen würde, um sie zu retten. Er hatte es ihr oft gesagt, hatte sie immer wieder vor der Gefahr gewarnt. Unermüdlich mahnte er sie, niemandem zu trauen, nicht einmal jenen, die behaupteten, sie zu lieben. Seine Lektionen führten dazu, dass Davina sich oft ein wenig hoffnungslos fühlte, obwohl sie ihm das niemals eingestehen würde.

»Ich wünschte, ich könnte Eure Feinde töten«, sagte er jetzt beschwörend, »und mit ihnen all Eure Ängste.«

Er versuchte, sie zu trösten, aber – du lieber Himmel – sie wollte in einer solch atemberaubenden Nacht nicht über die Zukunft reden. »Dank Gott und Euch kann ich sie selbst töten«, erwiderte sie und wandte sich von der Mauer ab, um zu ihm zu gehen. Sie lächelte ihn an.

»Das kann ich bestätigen«, sagte er und hatte zu seiner guten Laune zurückgefunden, als Davina vor ihm stand.

»Ihr habt die Lektionen, Euch zu verteidigen, gut gelernt.«

Sie legte die Hand auf seinen Arm und drückte ihn leicht. »Hätte ich Euch denn enttäuschen sollen, nachdem Ihr das Entsetzen der Äbtissin riskiert habt, mir darin Unterricht zu geben?«

Edward lachte mit ihr, und sie beide fühlten sich in ihrer Vertrautheit wohl. Aber schon bald wurde er wieder ernst. »James wird in weniger als einer Woche gekrönt.«

»Ich weiß.« Davina nickte und wandte sich wieder gen England. Sie weigerte sich, sich von ihren Ängsten beherrschen zu lassen. »Vielleicht«, sagte sie, und eine Spur von Trotz blitzte dabei in ihrem traurigen Blick auf, »sollten wir an der Krönungszeremonie teilnehmen, Edward. Wem würde es schon einfallen, in Westminster nach mir zu suchen?«

»Mylady ...« Er streckte die Hand nach ihr aus. »Das können wir nicht. Ihr wisst ...«

»Ich habe nur gescherzt, lieber Freund.« Sie neigte den Kopf und sprach über die Schulter zu ihm. Sorgsam verbarg sie so die Last, die am schwersten auf ihr Herz drückte, eine Last, die nichts mit ihrer Angst zu tun hatte. »Aber hört, Edward, müssen wir denn wirklich jetzt darüber reden?«

»Ja, ich denke, das müssen wir«, entgegnete er eindringlich und sprach rasch weiter, ehe sie protestieren konnte. »Ich habe die Äbtissin gefragt, ob wir Euch in die Abtei Courlochcraig in Ayr bringen können. Ich habe bereits eine Nachricht dorthin ...«

»Auf gar keinen Fall«, unterbrach Davina ihn. »Ich werde mein Zuhause nicht verlassen. Außerdem haben wir keinen Grund anzunehmen, dass meine Feinde überhaupt etwas von mir wissen.«

»Es wäre nur für ein oder zwei Jahre. Bis wir sicher sein können, dass ...«

»Nein«, wiederholte sie, und dieses Mal wandte sie sich zu ihm um. »Edward, wollt Ihr, dass wir von hier fortgehen

und es den Schwestern überlassen, sich allein unseren Feinden zu stellen, sollten sie auf der Suche nach mir hierherkommen? Welche Verteidigungsmöglichkeit hätten die Nonnen ohne Eure Männer und Eure Waffen? Sie werden St. Christopher nicht verlassen und ich auch nicht.«

Er seufzte und schüttelte über ihre Worte den Kopf. »Ich kann nicht mit Euch streiten, wenn Ihr Euch mutiger zeigt als ich. Aber ich bete darum, dass ich es nicht bereuen muss. Also gut.« Die Falten in seinem attraktiven Gesicht glätteten sich. »Ich werde mich Euren Wünschen beugen. Für den Moment jedoch«, fügte er dann hinzu und bot ihr seinen Arm, »erlaubt mir, Euch in Euer Zimmer zu führen. Es ist spät, und die Ehrwürdige Mutter wird Euch gegenüber keine Gnade zeigen, wenn der Hahn kräht.«

Davina legte eine Hand in seine Armbeuge und wischte seinen Einwand mit der anderen fort. »Ich habe nichts dagegen, beim ersten Sonnenstrahl aufzustehen.«

»Warum solltet Ihr auch«, entgegnete er, und seine Stimme klang jetzt so unbeschwert wie Davinas, als er sie aus dem Glockenturm führte, »wenn Ihr während der Stunde, in der Ihr Euch still beschäftigen sollt, sofort weterschlaft?«

»Es war nur das eine Mal, dass ich eingeschlafen bin«, verteidigte sie sich und schlug ihm leicht auf den Arm. »Und wisst Ihr mit Eurem Tag eigentlich nichts Wichtigeres anzufangen, als mir nachzuspionieren?«

»Drei Mal«, korrigierte er sie und ignorierte ihr Stirnrunzeln, von dem er wusste, dass es nicht ernst gemeint war. »Und ein Mal habt Ihr sogar geschnarcht.«

Ihre Augen wurden so groß wie ihr Mund. »Ich habe noch nie in meinem Leben geschnarcht!«

»Bis auf dieses eine Mal, meint Ihr?«

Sie sah aus, als wollte sie seiner Anklage erneut widersprechen, biss sich aber stattdessen auf die Lippen. »Und dann noch einmal während Schwester Bernadettes

Klavierabend. Ich musste eine Woche lang Buße tun.
Erinnert Ihr Euch?«

»Wie könnte ich das vergessen?«, lachte er. »Meine Männer haben während dieser Zeit ihre Pflichten vernachlässigt, weil sie lieber an Eurer Tür gelauscht haben, während Ihr laut zu Gott über alles außer über Eure Verfehlung gesprochen habt.«

»Gott wusste bereits, warum ich eingeschlafen war«, erklärte sie und lächelte, als Edward grinste. »Ich wollte nicht schlecht über Schwester Bernadettes Können sprechen ... oder darüber, dass sie gar keines hat. Nicht einmal zu meiner eigenen Verteidigung hätte ich das ausgesprochen.«

Sein Lachen verklang und wurde zu einem Lächeln, das ein wenig betrübt wirkte. Sie standen jetzt vor Davinas Zimmertür. Als Edward nach ihrer Hand griff, bemühte sich Davina, die Überraschung zu verbergen. Sie sollte ihn nicht davon abbringen, sie zu berühren. »Vergebt mir meine Kühnheit, doch es gibt etwas, das ich Euch sagen muss. Etwas, das ich Euch schon vor langer Zeit hätte gestehen sollen.«

»Natürlich, Edward«, entgegnete sie leise und ließ die Hand in seiner ruhen. »Ihr wisst, Ihr könnt immer ganz offen mit mir reden.«

»Zuerst würde ich Euch gern wissen lassen, dass Ihr begonnen habt, mir sehr viel zu bedeuten und ...«

»Captain!«

Davina beugte sich über den Treppenschacht und sah Harry Barns, Edwards Stellvertreter, durch die Tür der Abtei stürmen.

»Captain!« Harry rief zu ihnen herauf, sein Gesicht war blass, und sein Atem ging schwer vom Laufen. »Sie kommen!«

Für einen lähmenden Moment bezweifelte Davina, Harrys Worte richtig verstanden zu haben. Seit vier Jahren warnte man sie vor diesem Tag, und sie hatte beständig

darum gebetet, dass er nicht kommen möge. »Edward«, fragte sie dumpf und am Rande purer Panik, »wie haben sie uns so bald nach König Charles' Tod finden können?«

Er kniff die Augen zusammen und schüttelte den Kopf, als weigerte auch er sich zu glauben, was er gehört hatte. Aber es war keine Zeit für Zweifel. Er fuhr auf dem Absatz herum, packte Davina am Arm und schob sie in ihr Zimmer. »Bleibt hier! Und verriegelt Eure Tür!«

»Was soll uns das nützen?« Sie griff nach ihrem Bogen und dem Köcher mit den Pfeilen und ging zurück zur Zimmertür und zu Edward, der ihr den Weg versperrte. »Bitte, lieber Freund. Ich will nicht allein in meinem Zimmer sitzen und abwarten. Ich werde vom Glockenturm auf die Feinde schießen – bis es dort nicht mehr sicher ist.«

»Captain!« Barns stürmte die Treppe herauf und nahm immer drei Stufen auf einmal. »Wir müssen uns bereit machen. Sofort!«

»Edward«, Davinas Stimme hielt ihn zurück, »Ihr habt mich für diese Situation ausgebildet. Und wir brauchen jede verfügbare Waffe. Ihr werdet mich nicht davon abhalten, für mein Zuhause zu kämpfen.«

»Eure Befehle, Captain, bitte!«

Davina schaute noch einmal zurück, als sie auf die schmale Treppe zulief, die hinauf zum Turm führte.

»Harry!«, hörte sie Edward hinter sich rufen. »Bereitet die Fässer vor und bringt das Pech zum Kochen! Ich will, dass jeder Mann alarmiert wird und für meine Befehle bereitsteht. Und, Harry ...«

»Captain?«

»Weckt die Nonnen und sagt ihnen, sie sollen beten!«

In den frühen Morgenstunden, die auf das Massaker von St. Christopher folgten, war es Edwards Männern gelungen, die Hälfte der Armee der Feinde zu töten. Aber die Verluste der Abtei waren größer. Viel größer.

Davina stand allein auf dem Glockenturm und starrte auf die Toten hinunter, die auf dem großen Hof lagen. Der Geruch von brennendem Pech und versengtem Fleisch stach ihr in die Nase und brannte ihr in den Augen, als sie den Blick auf die Wiese vor den Toren der Abtei richtete, auf der Reiter noch immer aufeinander einschlugen, als könnte ihr Hass niemals befriedigt werden. Aber es gab keinen Hass. Sie kämpften ihretwegen, obwohl keiner von ihnen sie kannte. Doch sie kannte die Männer. Ihre Träume waren von diesen gesichtslosen Mördern heimgesucht worden seit dem Tag, an dem Edward zum ersten Mal von ihnen gesprochen hatte.

Tränen liefen Davina über die Wangen und fielen dorthin, wo ihre Freunde lagen ... ihre Familie, tot oder sterbend. Davina fuhr sich mit der Hand über die Augen und suchte unter den Toten nach Edward. Eine Stunde nach Beginn des Kampfes war er zu Davina zurückgekehrt und hatte ihr befohlen, zu den Schwestern in die Kapelle zu gehen. Als sie sich geweigert hatte, hatte er sie sich wie einen Sack Getreide über die Schulter geworfen und sie dorthin getragen. Aber sie war nicht geblieben; sie hatte es nicht gekonnt. Sie war auf den Turm und zu ihrem Bogen zurückgekehrt. Mehr als ein Dutzend ihrer Feinde hatte sie getötet. Aber es waren zu viele – oder vielleicht wollte Gott der Schöpfer den Rest von ihnen auch nicht zu sich nehmen, denn sie schlachteten vor ihren Augen die Männer ab, mit denen sie gegessen und gelacht hatte.

Davina hatte sich seit so langer Zeit vor diesem Tag gefürchtet, dass diese Furcht ein Teil von ihr geworden war. Sie hatte geglaubt, darauf vorbereitet zu sein. Zumindest auf ihren eigenen Tod. Aber nicht auf den der Äbtissin. Nicht auf Edwards. Wie konnte irgendjemand sich darauf vorbereiten, die Menschen zu verlieren, die man liebte?

Verzweiflung packte sie, und für einen Moment erwog sie, von der Mauer in die Tiefe zu springen. Wenn sie tot

war, würden sie aufhören zu kämpfen. Aber sie hatte zu viele Male um Mut gebetet, um Gott oder Edward jetzt zu enttäuschen. Davina griff in den Köcher auf ihrem Rücken, zog einen Pfeil heraus, spannte den Bogen und kniff die Augen zusammen, um zu zielen.

Unten, am Fuß des Turmes und außerhalb ihrer Sicht, schlich ein Soldat in Kriegsuniform, die keine englische war, an der Mauer entlang zur Kapelle. In der einen Faust hielt er eine Fackel, in der anderen ein Schwert.

Kapitel 2

Ein kalter, nasser Wind wehte Robert MacGregor das rabenschwarze Haar aus der Stirn. Er hob den Kopf und starrte auf die zinngrauen Wolken, als sollte der Himmel sich unterstehen, erneut seine Schleusen zu öffnen. Es war schon schlimm genug gewesen, dass er und seine Männer Camlochlin während eines Sturmes hatten verlassen müssen, der gedroht hatte, das Dach von Tamas MacKinnons alter Hütte zu reißen. Und in Matsch und Schlamm quer durch Schottland zu reiten machte diese Reise auch nicht angenehmer.

Rob war noch immer unschlüssig, ob er den Gründen seines Vaters zustimmte, aus denen sie den Clan verlassen hatten, um der Krönung James' of York beizuwohnen. Denn was hatten Gesetze, die von vornehmen Adligen mit gepuderten Perücken und gerüschten Krägen gemacht wurden, mit den MacGregors zu schaffen? Nur eine Hand voll dieser feinen Herren kannte die MacGregors von der Insel Skye, und keiner von ihnen würde sich je trauen, auch nur einen Schritt in die Berge zu setzen, um ihre Gesetze durchzusetzen. Welche Treue schuldete sein Clan einem englischen König?

»Nicht immer ist eine Rebellion nötig«, gingen Rob die Worte seines Vaters durch den Sinn. »Den Clan zu beschützen muss stets an erster Stelle stehen.«

Als erstgeborener Sohn Callum MacGregors – und demzufolge als der Erbe dessen Titels als Clan-Chief der MacGregors of Skye – war Rob dazu erzogen worden, die Denkart seines Vaters zu verstehen. Er wusste, dass es klug war, dem neuen König auf höfliche Weise die Unterstützung

der MacGregors zu zeigen. Auch wenn er sich so gut wie gar nicht um die politischen Verhältnisse so weit im Süden kümmerte, gab es doch viele im Parlament, die glaubten, dass das Führungsprinzip der Highland-Clans – ein Chieftain, der die alleinige Herrschaft ausübte – überholt wäre und abgeschafft gehörte. Wenn es also helfen würde, seinem Clan die Selbstständigkeit zu bewahren und ihm Sicherheit zu garantieren, würde Rob dem König sogar den Arsch küssen.

Für ihn spielte es keine Rolle, ob sein Vater oder er selbst der Chieftain war. Denn er hatte seinen Teil der Verantwortung als künftiger Chieftain übernommen und noch einiges darüber hinaus. Rob bewirtschaftete das Land, hütete und schor die Schafe, reparierte eingefallene Dächer und machte, meistens jedenfalls, keinen Hehl aus seinem Vergnügen an körperlich harter Arbeit. An der Seite seines Vaters traf er Entscheidungen für das Wohlergehen seiner Clan-Angehörigen und vervollkommnete aus eigenem Antrieb und gewissenhaft sein Können im Schwertkampf, weil er wusste, dass jede Schwäche des Körpers oder des Willens das zerstören konnte, was ihm gehörte. Und seit Generationen lag es den Clan-Chieftains im Blut, niemals zuzulassen, dass so etwas geschah.

Aber noch ärgerte Rob sich darüber, dass er seinen Clan hatte verlassen müssen, um Männern in den Hintern zu kriechen, die wahrscheinlich schon vor Angst schlotterten, wenn sie ein Schlachtfeld auch nur von Weitem sahen.

»Erklär mir noch einmal, warum du darauf bestanden hast, diesen Umweg zu machen«, sagte Rob zu seinem Cousin und zog an den Zügeln seines Pferdes, um es an einem Schlammloch mitten auf dem Weg vorbeizulenken. Sie hatten den Haupttrupp auf einer Straße unweit der englischen Grenze zurückgelassen, um diesen Umweg zu reiten. Es war Wills Idee gewesen, und Rob fragte sich allmählich, warum er auf ihn gehört hatte. Und warum er zugestimmt hatte, dass auch die anderen sie begleiteten.

»Wegen der Abtei St. Christopher«, rief Will ihm über die Schulter zu. »Ich habe dir doch gesagt, dass Schwester Margaret Mary dort lebt.«

»Wer zur Hölle ist Schwester Margaret Mary?«, knurrte Angus MacGregor und rieb sich das Kreuz. »Und warum hat jemand mit einem so schwarzen Herzen wie du Interesse an einer Nonne – einer Braut Christi?«

»Nach dem Tod meiner Mutter war sie sechs Jahre lang mein Kindermädchen.«

»Ich glaube, Tristan hat mal von ihr erzählt«, warf Robs jüngster Bruder Colin nachdenklich ein, während es ihm gelang, ohne Zwischenfall einen moosbewachsenen Abhang hinunterzureiten. Rob fühlte sich hin- und hergerissen – zwischen dem Gefühl der Dankbarkeit, dass sein Bruder Tristan nicht mit ihnen ritt (hauptsächlich um der Schwestern von St. Christopher willen), und der Wut auf sich selbst, Colin mit auf diese Reise genommen zu haben. Und ganz offensichtlich hatte Will keine Ahnung, wo zur Hölle dieses Kloster überhaupt lag. Denn er führte sie immer tiefer in die Berge. Eine Bande von Gesetzlosen könnte sie hier von jeder Seite her unerwartet überfallen. Nicht, dass Rob sich übermäßig über einen Kampf ärgern würde oder sich um Colins Fähigkeit sorgte, unbeschadet aus einem solchen hervorzugehen. Es wäre ihm einfach lieber, seinen jüngsten Bruder nicht dabeizuhaben, käme es zu einer Auseinandersetzung irgendeiner Art.

»Beten die Nonnen in England genauso viel wie die in Schottland?«

»Noch sind wir nicht in England«, murmelte Rob ungeduldig und schaute Finlay Grant über die Schulter hinweg an. Der Junge wirkte einen Moment erschrocken, ganz so, als hätte er sich gerade in den Augen seines Chiefs als unwissend erwiesen. Verdammt, was würde er eigentlich mit Finn machen, sollten sie tatsächlich überfallen werden? Der Junge konnte durchaus wacker kämpfen, doch er hatte bisher mehr Interesse daran

gezeigt, den Dudelsack zu spielen und Geschichten von alten Helden zu erzählen, als am Schwertkampf. Jeder Laird hatte einen Barden, und Finn war dazu bestimmt, der Robs zu werden. So lästig es manchmal auch war, den Jungen stets um sich zu haben und von morgens bis abends beobachtet zu werden, für den Fall, dass er eine heroische Tat vollbrachte, die weitererzählt werden musste – Rob mochte Graham und Claire Grants jüngsten Sohn. Er war ein respektvoller Junge mit einem neugierigen Geist, und weil Finn nicht die Ursache für Robs Frustration war, sollte er auch nicht deren volle Wucht zu spüren bekommen.

»Nein«, sagte Rob daher in milderem Ton als zuvor, »schottische Nonnen beten mehr.«

»Mir ist es egal, ob sie sich die Knie durch ihre Gewänder hindurch abnutzen oder nicht«, grummelte Angus und holte einen Trinkschlauch mit Whisky unter dem Plaid hervor. »Wenn diese Schwester Margaret Mary Will und Tristan großgezogen hat, hab ich nicht den Wunsch, ihr zu begegnen.«

»Still, Angus!« Rob hob die Hand, um dem alten Haudegen Schweigen zu gebieten. »Hört ihr das auch?«

Seine Begleiter verharrten einen Augenblick und lauschten. »Klingt wie Schwerterklirren«, sagte Angus dann und griff sofort nach dem Schwert. »Und dieser Geruch – das ist verbranntes Fleisch.«

»Das Kloster!« Wills Gesicht wurde blass. Sogleich riss er sein Pferd herum und trieb die Sporen in die Flanken des Tieres. Er verschwand über den Kamm eines kleinen Hügels, ehe jemand ihn aufhalten konnte.

Rob stieß einen Fluch aus. Sein Cousin und engster Freund würde eines Tages sich selbst und jeden in seiner Umgebung umbringen, weil er sich immer kopfüber ins Ungewisse stürzte! Dennoch folgte er Will, nachdem er die beiden jüngeren Burschen ermahnt hatte, zurückzubleiben.

Rob und Angus hielten knapp unterhalb des Kammes, wo auch Will sein Pferd angehalten hatte. Voller Schrecken

und Entsetzen starrten sie auf die Szene vor ihnen. Als Colin und Finn zu ihnen stießen, verfluchte Rob seinen Bruder heftig dafür, ihm nicht gehorcht zu haben, aber sein Blick war schon wieder auf die kleine Abtei gerichtet, die, eingebettet zwischen den niedrigen Hügeln, vor ihnen lag.

Das Kloster wurde angegriffen. Und so, wie es aussah, dauerte der Angriff schon mehr als nur einige Stunden. Hunderte Tote bedeckten den Boden. Nur eine Hand voll Männer war von dem übrig geblieben, was zwei feindliche Armeen gewesen waren. Bänder von schwarzem Rauch erhoben sich in die Luft, es waren die Reste von brennendem Pech. Der linke Flügel des Gebäudes stand in hellen Flammen.

»Lieber Gott, wer würde denn so etwas tun?«

Will hielt sich nicht damit auf, Finns gequälte Frage zu beantworten, sondern griff nach seinem Bogen und zerrte einen Pfeil aus dem Köcher.

»Will, nein!«, hielt Rob ihn zurück. »Es ist nicht unser Kampf. Wer immer die Abtei angegriffen hat, ich werde nicht riskieren, dass er sich gegen den Clan wendet! Nicht für jene, die schon ...«

Der Rest seiner Worte erstarb, als er einen brennenden Schmerz in der linken Schulter verspürte. Im nächsten Augenblick zerschnitt das Sirren zweier von Will abgeschossener Pfeile die Luft. Verdutzt schaute Rob auf den dünnen Schaft aus Holz, der aus seinem Körper hervorragte. Er war getroffen worden! Verdammter Hurensohn ... Rob kämpfte eine Welle der Übelkeit nieder, als er die Finger um den Pfeil schloss und das gefiederte Ende abbrach, das aus dem Plaid herausschaute. Er richtete seinen mörderischen Blick auf das Gemetzel, hielt den zerbrochenen Pfeil in der Faust und zog mit der anderen Hand sein Schwert aus der Scheide.

»Nun, jetzt ist es unser Kampf, Colin«, knurrte er und trieb sein Pferd voran. »Du und Finn bleibt hier in Deckung, oder ich werde dafür sorgen, dass ihr die

nächsten vierzehn Tage nicht mehr auf euren Ärschen sitzen könnt.«

Finn nickte gehorsam, doch Colin brauste auf. »Rob, ich will auch kämpfen!«

»Nicht heute«, warnte Rob ihn; sein Kinn war starr vor Wut, die jeden Moment losbrechen würde. Dieses Mal gehorchte Colin.

Rob hatte schon zuvor in Schlachten gekämpft. Er hatte sogar einige der Fergussons getötet, aber dies hier war die Art von Kampf, die ihm im Blut lag und für die er von seinem Vater ausgebildet worden war. Sich selbst zu schützen und jene, die ihm anvertraut waren, und das um jeden Preis. Es war ihm egal, wer auf ihn geschossen hatte. Sie alle würden dafür bezahlen. Er stürmte auf das versiegende Kampfgeschehen zu, schlug mit dem Schwert in wilder Genugtuung zu und tötete rasch, während Will und Angus einige Fuß weit von ihm entfernt kämpften. Rob hatte soeben wieder zu einem Hieb ausgeholt, als sein mögliches Ziel ihm laut schreiend Einhalt gebot.

»Halt, Schotte! Haltet um Gottes willen ein!« Für den Bruchteil eines Atemzuges sackte der Mann in seinem Sattel zusammen. Dabei starrte er erst Rob in die Augen und dann auf dessen hoch erhobenes, blutbeflecktes Schwert. Er sprach schnell und nahm dabei sichtlich an Willenskraft zusammen, was ihm noch geblieben war. »Ich bin Captain Edward Asher von der Armee des Königs. Wir wurden kurz vor der Morgendämmerung angegriffen. Ich bin nicht Euer Feind.«

Rob musterte den Mann rasch. Sein dunkles Haar war nass von Blut, und der Schweiß, der ihm von der Stirn tropfte, hinterließ helle Streifen in seinem schmutzigen Gesicht. Seine Kleider waren ebenfalls blutbesudelt, wiesen ihn jedoch als zum Regiment des Königs zugehörig aus.

Robs Zorn darüber, angeschossen worden zu sein, war noch ungebrochen, und er schickte sich an, das Pferd zu wenden, um einen anderen Soldaten niederzumähen.

»Wartet!« Der Captain griff nach Robs Arm, um ihn aufzuhalten. »Ihr seid ein Highlander. Warum seid Ihr hier? Hat jemand Euch geschickt?«

»Ihr stellt sehr viele Fragen, anstatt dankbar zu sein, dass ich hier bin.«

»Ihr habt meinen Dank für Eure Hilfe.«

Rob nickte. »Hinter Euch!«

Captain Asher fuhr im Sattel herum, und ihm gelang es nur knapp, einem Schlag auf den Kopf auszuweichen, der ihn vermutlich getötet hätte.

Rob nahm sich einen Moment Zeit, sich zu vergewissern, dass kein weiterer feindlicher Soldat in der Nähe war, und beobachtete unbewegt, wie der Captain seinen Angreifer zu Boden schickte.

»Ich schulde Euch mein Leben«, sagte Asher keuchend.

»Richtig. Sind wir jetzt damit fertig? Denn da kommen noch mehr.«

Ashers Schultern sackten so schwer herunter, als hätte er genug und wüsste um sein Schicksal. Er machte sich nicht die Mühe, sich umzusehen, sondern wischte sich über die feuchte Stirn. »Euren Namen, bitte!«

Hölle, der Mann war wohl nicht mehr ganz bei Verstand! Es muss der Blutverlust sein, entschied Rob, und weil er Mitleid mit ihm hatte, nannte er ihm seinen Namen.

»Robert MacGregor, wenn ich heute sterbe, müsst Ihr Lady Montgomery retten.« Ehe Rob zustimmen oder ablehnen konnte, sprach der Captain weiter. »Bitte, ich flehe Euch an, rettet sie! Sie ist noch am Leben, ich weiß es.« Seine Augen glitten zu dem abgebrochenen Pfeilschaft in der Hand des Highlanders.

Rob folgte dem Blick und konnte jetzt vermuten, wer auf ihn geschossen hatte. Sein Kinn spannte sich an, ebenso seine Finger. »Noch lebt Ihr. Rettet Ihr sie doch!«

»MacGregor!«, rief Captain Asher, als Rob davonritt.

»Sie haben die Kapelle in Brand gesteckt. Die Nonnen – alle sind tot. Sie waren alles, was Lady Montgomery hatte.

Sie hat nur gehandelt, wie Ihr oder ich auch gehandelt hätten. Rettet sie, ehe die Flammen sie töten! Das ist es, was der Feind will.«

Rob richtete den Blick auf das brennende Kloster. Hölle! Er sollte Will suchen und ihn in dieses Inferno schicken, um die Lady zu retten, denn schließlich war es seine Idee gewesen hierherzukommen. Eine Lady. Verdamnte Hölle, er konnte nicht ein Mädchen den Flammen überlassen, selbst wenn sie versucht hatte, ihn mit einem Pfeil zu töten. Mit hoch erhobenem Schwert mähte er einen anderen Reiter nieder, der auf ihn zugeprescht war, und sah sich nicht mehr um, um sich zu vergewissern, was aus Asher geworden war. Er wusste es auch so. Rob überschaute den rauchverhangenen Platz vor der Abtei, suchte nach der Frau und stieß eine Reihe von Verwünschungen aus, als er sie nicht entdecken konnte. Mit einem Ausdruck finsterer Feindseligkeit und Entschlossenheit auf dem Gesicht vertrieb er zwei weitere Soldaten aus seinem Weg und ritt direkt auf den feuerhellen Eingang der Abtei zu. Es gab nur eine Möglichkeit hineinzukommen, und er konnte es sich nicht leisten zu zögern. Rob zerrte heftig an den Zügeln, grub die Fersen in die Flanken des Hengstes und ließ ihn steigen. Die verkohlten Türen zersplitterten und brachen unter der Kraft der Vorderhufe des Pferdes. Dicker Rauch stach Rob in die Lunge und machte es ihm fast unmöglich, etwas zu sehen.

Er rief laut nach der Frau: »Lady!« Sein Hengst wieherte und buckelte angesichts der brüllenden Flammen um sie herum, aber Robs Hand war stark und zwang das Pferd weiter. Er rief wieder und wollte schon aufgeben und sie zu den Toten zählen, als er sie entdeckte. Zu seinem Erstaunen versuchte die Frau verzweifelt, mit einer dünnen Decke die Flammen auszuschlagen.

»Dazu ist es zu spät, Mädchen. Gebt mir Eure Hand!«

Beim Klang seiner Stimme fuhr sie herum, hob die Decke an ihr Gesicht, um sich vor dem beißenden Rauch zu

schützen. »Edward?« Sie hustete und versuchte, durch den erstickenden Dunst etwas zu erkennen. »Edward, ich ...« Die Decke entglitt ihren Händen, und die Beine gaben unter ihr nach.

Rob drängte das Pferd zu ihr und beugte sich aus dem Sattel herunter. Ehe sie auf dem Boden aufschlug, fing er sie auf.

Ich sterbe. Danke, o Herr ...

Davina hatte gehofft, es würde weniger schmerzhaft sein als dies. Es war nicht der Rauch, der ihre Lunge versengte, oder das Hämmern in ihrem Kopf, die sie sich nach dem Tod sehnen ließen, sondern die Erinnerung an die Schreie der Nonnen, die in der Kapelle verbrannt waren.

»Atmet jetzt, Mädchen!« Die Stimme eines Mannes, die befehlend genug war, um die Edwards zu sein, aber unendlich viel tiefer klang, holte sie zurück.

Davina hustete und sog nur leicht die jetzt frischere Luft in die Lunge. Feuer stach durch ihre Brust. Feuer. Sie starb nicht ... Davina öffnete die Augen und erkannte undeutlich zu Schwarz verbranntes Gras und mächtige Hufe, die die Erde unter ihr aufrissen. Sie hustete wieder, und eine Hand, die groß genug war, ihren Hinterkopf zu umschließen, strich ihr das Haar von der Wange. Davina saß auf einem Pferd – nein, sie lag bäuchlings quer auf dem Schoß eines Mannes, um genau zu sein. Sie waren gekommen, um sie zu holen, genau wie Edward es befürchtet hatte, und jetzt hatten sie sie. Davina wollte schreien, aber ihre Kehle war rau. Sie wollte wegspringen, fort von diesen beiden Ungeheuern, doch der Arm, der sie festhielt, war hart wie Granit. Ihr Blick glitt über einen Toten, der auf dem Boden lag. Aller Schrecken, der an diesem Tag über sie hereingebrochen war, kehrte zu ihr zurück.

Sie waren tot.

Nein. »Nein!« Entsetzen und Wut packten Davina, und sie stemmte sich auf den Schenkeln ihres Entführers hoch. Der Blick über seine blutverklebte Schulter ließ sie einen Augenblick später erstarren. Das Kloster St. Christopher, ihr Zuhause, stand in hellen Flammen, die alles verbrannten. Jeden. »Nein, Gott, bitte ... nicht meine Familie!«, wimmerte sie. Tränen strömten über ihr Gesicht, und sie fürchtete, sie würden niemals mehr versiegen. Sie hörten nicht auf zu fließen, auch nicht, als sie sich bewusst machte, wer sie festhielt.

»Ungeheuer«, schrie sie, schlug gegen seine Brust und kämpfte mit der Verrücktheit ihres Schmerzes gegen seine Kraft. »Bastard! Was habt Ihr getan?«

»Lady.« Seine Stimme klang so sanft, dass Davina Trost suchend gegen ihn sackte. »Seid still!«, sagte er beruhigend an ihrem Ohr, als sie sich an seinen Unterarm klammerte und auf die zerstörten Mauern ihres Heims starrte. »Ihr seid jetzt in Sicherheit.«

»Ich werde Euch töten«, drohte sie leise, während sie die Leichen jener hinter sich zurückließ, die sie geliebt hatte.

»Das habt Ihr bereits versucht, aber nicht ich war es, der diese abscheuliche Tat begangen hat.«

Es war nicht seine Erklärung, sondern das tiefe Mitgefühl, das darin mitschwang, das Davina fast überzeugte, ihm zu glauben. Sie stieß sich von seiner Schulter ab und starrte zu ihm hoch. Er war keiner von *ihnen*. Seine Sprache war rauer und seine Kleidung sehr viel einfacher als die jedes anderen Mannes, den sie je gesehen hatte, ob Engländer oder anderer Herkunft. Ein Highlander. Sie hatte nicht erwartet, jemals einem von ihnen zu begegnen. In ihren Unterrichtsstunden hatte die Äbtissin ihr von den Männern des Nordens erzählt; dass sie statt kurzer Mäntel und Hosen Decken trugen, die sie um ihre Körper schlangen. Davinas Blick glitt zu dem großen gegürteten Plaid, das eine der Schultern des Fremden

bedeckte, und zu dem blutbefleckten Rock, den er darunter trug. Dieser Highlander war sehr groß. Sein dunkles Haar war länger als das anderer Männer, und er hatte es aus dem Gesicht gestrichen und zurückgebunden – bis auf eine einzelne Strähne, die ihm in die Stirn fiel und mit der der Wind spielte. Er roch nach Erde und Leder ... und Rauch.

»Wer seid Ihr dann?«, verlangte sie mit zitternden Lippen zu wissen. »Was führt Euch her?« Sie wartete, während er sie anstarrte, als hätten ihre einfachen Fragen seine Gedanken durcheinandergebracht. Harry Barns hatte ihr erzählt, dass die Highlander Dummköpfe waren, die mehr an Schlachten als an Büchern interessiert waren. Und dieser hier sah wahrlich so aus, als könnte er Edwards ganzes Regiment besiegen.

»Edward«, wisperte sie, und eine neue Woge des Kummers durchflutete sie. »Lasst mich gehen!« Sie begann, erneut gegen ihn zu kämpfen. »Ich muss ihn finden. Bitte!«, rief sie, während ihr Entführer sie enger an sich zog, um sie festzuhalten. »Ihr versteht nicht. Er wird denken, dass sie mich geraubt haben.«

»Von wem wird er denken, dass sie Euch geraubt haben?« Der Highlander zog sich gerade so weit zurück, dass er ihr in die Augen sehen konnte. »Wer hat Euch angegriffen, Mädchen?«

Sie dachte an Edward, nicht an sich oder ihre Sicherheit, als sie es ihm sagte. »Es waren die Männer des Dukes oder die des Earls. Ich bin mir nicht sicher. Bitte, ich flehe Euch an, bringt mich zurück! Ich muss Captain Asher finden.«

Es waren die Augen des Fremden, die ihr verrieten, was er nicht aussprechen wollte. Blaue Gemmen, die ihren Glanz verloren hatten, als er den Blick schließlich abwandte. Edward war tot. Tränen perlten aus Davinas Augen, aber sie sagte nichts, als sie sich in den Armen des Fremden umwandte, fort von allem, was sie kannte, von jedem, dem sie vertraut hatte.

Sie ritten schweigend weiter. Zwei weitere Highlander stießen zu ihnen und dann noch weitere, die auf dem Hügelkamm gewartet und auf das Kloster heruntergeschaut hatten. Der Mann, mit dem sie ritt, sagte etwas zu den anderen, doch Davina achtete nicht auf seine Worte. Als einer von ihnen sie fragte, warum das Kloster angegriffen worden sei, sagte sie nur leise: »Ich weiß es nicht.« Dann verstummte sie. Sie war allein. Wer immer dieser Mann auch war, der hinter ihr im Sattel saß, ob er von ihren Feinden geschickt worden war oder aber von Gott, um sie zu retten – es war gleichgültig. Sie war allein. Sie konnte nirgendwohin, und ihr blieb keine andere Wahl, als mit ihm zu gehen. Zumindest fürs Erste.